

Landschafts- und Nutzungsgeschichte

WOLFGANG EHMKE

Um die Ausgestaltung unserer heutigen Landschaft mit ihren Siedlungen, Bodennutzungen, Pflanzen und Tieren verstehen zu können, muss man einen Blick in die Vergangenheit, in das Werden der Landschaft werfen. Die erdgeschichtliche Entwicklung unseres Raumes vom Vordevon bis zum Pleistozän wird im Beitrag „Geologische Verhältnisse im Raum Lorch a. Rh.“ abgehandelt. Im Folgenden wird die nacheiszeitliche Landschaftsgeschichte (Holozän) mit Betonung auf der Entwicklung der Vegetation und den Zeugnissen menschlicher Tätigkeit beschrieben, da sie die unmittelbaren Grundlagen der heutigen Verhältnisse bilden. Auch das Klima der verschiedenen Perioden muss – soweit bekannt – mit einbezogen werden, da es Vegetation und menschliche Siedlung direkt beeinflusst.

Nach 2,6 Millionen Jahren wechselnder Vereisung ging das Eiszeitalter (Pleistozän) vor rd. 11.700 Jahren zu Ende. Unser Gebiet – das nie vergletschert war – wurde überwiegend von Mooren und einer gehölzarmen Tundra bedeckt. Sie bestand aus wenigen Arten der Zwergstrauchheiden wie dem Heidekraut (*Calluna vulgaris*), der Krähenbeere (*Empetrum nigrum*), der Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), der Moorbeere (*Vaccinium uliginosum*), der Moosbeere (*Vaccinium oxycoccos*), verschiedenen Wollgrasarten (*Eriophorum spec.*), der Zwergbirke (*Betula nana*), verschiedenen niedrigen Weidenarten (*Salix spec.*), der Silberwurz (*Dryas octopetala*), der Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*) und anderen mehr. Viele dieser Tundraarten sind bei uns inzwischen wieder ausgestorben. In geschützten Lagen konnten sich niedrige, kälteresistente Gehölze wie Haselstrauch, Wacholder, Birke und Waldkiefer halten. Nachweise menschlicher Aktivitäten in dieser Altsteinzeit aus unserer Umgebung sind in Runkel (Höhlen an der Lahn), bei Dauborn, bei Kelsröden (Schädelfund), in Wiesbaden, in Wiesbaden-Igstadt und in Wiesbaden-Erbenheim gefunden worden (TERBERGER & WEIDENFELLER 2012).

Als es ca. 8.000 v. Chr. wärmer wurde, begann die Wiederbewaldung zunächst mit Birken und Kiefern, die in lichten, parkähnlichen Wäldern wuchsen und die später von umfangreichen Haselgebüsch abgelöst wurden. Dies war die Mittelsteinzeit, die bis ca. 5.500 v. Chr. dauerte. Ein Relikt dieser Zeit ist der Weißmoos-Kiefernwald auf manchen Felsköpfen im Taunus (siehe Beitrag „Höhere Pflanzen und Vegetation“). Unsere Vorfahren streiften zu dieser Zeit noch als Jäger und Sammler durch die Wälder.

Dies änderte sich mit wärmerem und feuchterem Klima ab ca. 5.500 v. Chr. (Jungsteinzeit), als aus dem Südosten – vom Irak über die Steppen der Türkei und Ungarns – der Getreideanbau allmählich vordrang. Von da an ernährte sich der Mitteleuropäer von Ackerbau und Viehzucht. Die Bauernkultur der Bandkeramiker begann die dafür geeigneten Böden der Tieflagen zu besiedeln. In unserem Raum waren dies vor allem der obere Rheingau (z. B. Hattenheim) und der Goldene Grund nördlich Idstein. Die dortigen Ausgrabungen der typischen Langhaus-siedlungen mit Resten der Nahrungspflanzen können uns ein gutes Bild von der damaligen Lebensweise und den Ernährungsgewohnheiten liefern. Gleichzeitig begann die Haltung und Züchtung von Nutztieren. Dieser erstmalige starke Eingriff des Menschen in seine Umwelt wird auch als „steinzeitliche Revolution“ bezeichnet. In die Wälder wanderten jetzt vermehrt wärmeliebende Baumarten ein, hauptsächlich die Eichenarten, die Linden und Ulmen (Eichenmischwald). Am Rhein entwickelten sich die Auenwälder. Es war das nacheiszeitliche Wärmeoptimum. Die Gunst des Klimas ermöglichte es auch zahlreichen wärmeliebenden Kräutern und Gräsern, aus dem Mittelmeerraum und aus den Steppen Südosteuropas bei uns einzuwandern. Hierfür kamen zwei Wanderrouen in Frage: Die „mediterrane Route“ durch das Rhône-tal über die Burgundische Pforte ins Oberrheintal sowie die „kontinentale Route“ von der ungarischen Tiefebene durch das Donautal zu uns. Einige typische Vertreter der mediterranen Flora, die heute noch in Lorch und Umgebung zu finden sind, sind der Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*), die Astlose Graslilie (*Anthericum liliago*), der Flügelginster (*Genista sagittalis*), der Felsen-Ahorn (*Acer monspessulanum*), der Speierling (*Sorbus domestica*) sowie diverse Orchideenarten. Bemerkenswert ist das Vorkommen der Stinkenden Nieswurz (*Helleborus foetidus*), die

hier und im nahegelegenen Aartal bei Bad Schwalbach an der Nordostgrenze ihrer Verbreitung wächst. Zu den Sippen mit kontinentaler Herkunft (angepasst an heiße, trockene Sommer und kalte Winter) zählen etwa der Feld-Mannstreu (*Eryngium campestre*), die Goldaster (*Aster linosyris*), die Rispen- oder Rheinische Flockenblume (*Centaurea stoebe*), das Steppen-Lieschgras (*Phleum phleoides*) und das Mittlere Leinblatt (*Thesium linophyllum*).

Das Zusammentreffen von mediterranen mit kontinentalen Pflanzenarten macht das Besondere an der Flora des oberen Mittelrheintales aus. Man spricht hier auch von „Steppenheideflora“. Dabei muss man sich vorstellen, dass vor und in der Jungsteinzeit diese Pflanzen in den Tieflagen großflächig vorhanden waren, mit sich abkühlendem Klima weitgehend ausstarben und sich nur auf besonders geeigneten Biotopen wie hier bei Lorch bis heute halten konnten. Deswegen erscheint es umso wichtiger, diese Bestände als Zeugen früherer Zeiten zu erhalten und zu schützen.

Um ca. 3.000 v. Chr. wird es wieder kühler (Endneolithikum, Schnurkeramiker- und Michelsberger Kultur). Jetzt beginnt die Rotbuche (*Fagus sylvatica*) von ihren eiszeitlichen Refugien in den Balkangebirgen über den Voralpenraum in die hiesigen Eichenmischwälder einzudringen.



Abbildung 1: Hügelgräber bei den Zwölf Aposteln (am Wanderweg von Lorch nach Rüdesheim östlich des Mandelbergs); Foto: Wolfgang Ehmke.

Während der Bronzezeit (ca. 2.200–800 v. Chr.) erhöht sich der Buchenanteil in den Wäldern allmählich, weil die Buche mit den nun küh-

leren Temperaturen und der höheren Luftfeuchte in den Höhenlagen des Taunus besser zurecht kommt als die wärmeliebende Eiche, die sich – bis heute – in die trockneren und wärmeren Tieflagen zurückzieht. In der Bronzezeit herrschte hier vor allem die Glockenbecher-Kultur sowie gegen Ende die Urnenfelder-Kultur, die um Lorch mehrere Zeugnisse in Form von Hügelgräbern hinterlassen hat (Abb. 1). Solche Gräberfelder finden sich z. B. am Kaufmannsweg östlich Lorch bei der Wegekreuzung „Zwölf Apostel“ und am Hörkopf südlich des Kammerforstes. Wahrscheinlich lagen die dazugehörigen Siedlungen im Tal, weil die Auenböden nährstoffreicher und feuchter sind.

Die Landwirtschaft wurde damals als Zweifelderwirtschaft in Form der Feldgraswirtschaft betrieben, d. h. eine Hälfte der Ackerfläche wurde als Grasbrache einige Jahre liegen gelassen, damit der Boden sich erholen konnte; dann wurde gewechselt. Zugleich mit den Getreidesorten (besonders Emmer und Einkorn) wanderten auch fremde Ackerwildkräuter aus dem Südosten ein; ein anderer Teil, der bisher an Waldrändern oder Flussufern wuchs, fand in den Äckern einen neuen Lebensraum. Die meisten zugewanderten Kulturbegleiter sind hier bis heute heimisch geblieben (sogenannte Archäophyten). Dazu zählen z. B. der Windhalm (*Apera spica-venti*), der Flughafer (*Avena fatua*), die Kornblume (*Centaurea cyanus*), die Acker-Trespe (*Bromus arvensis*), der Hederich (*Raphanus raphanistrum*), die Geruchlose Kamille (*Tripleurospermum perforatum*), die Mohnarten (*Papaver spec.*), der Ackersenf (*Sinapis arvensis*) und die Kornrade (*Agrostemma githago*), die heute vom Aussterben bedroht ist. Sie wurde kürzlich noch auf einem Acker bei Espenschied mit wenigen Exemplaren angetroffen.

Beim Übergang zur Eisenzeit (ca. 800 v. Chr.–Christi Geburt) hatte die Rotbuche den Durchbruch geschafft und beherrschte nun die Wälder der Höhenlagen, die immer noch Urwälder waren. Jetzt wanderte auch langsam die Hainbuche (*Carpinus betulus*) aus Osteuropa ein. Man schätzt, dass die mittleren Jahrestemperaturen etwa 2 °C tiefer lagen als in der Jungsteinzeit. Die Eisenzeit war das Zeitalter der Kelten und gliedert sich in die Hallstatt-Zeit (ca. 800–500 v. Chr.) und die La Tène-Zeit (ca. 500 v. Chr. bis zur Zeitenwende). Die Kelten nahmen die Landschaft des Westtaunus erstmals stärker in Anspruch, wie mehrere Hügelgrabfelder zeigen. Neben Taldörfern (der Name Lorch ist wahrschein-

lich keltischen Ursprungs, genauso wie Wisper) bauten sie auf markanten Randbergen Höhensiedlungen („oppida“), teils als Fluchtburgen, teils als größere Adelssitze mit vielen Werkstätten. Vor allem am Südrand des mittleren Taunus bei Wiesbaden und Bad Homburg gibt es dafür zahlreiche Beispiele (Altkönig, Bleibeskopf, Heidetränk-Oppidum, Kapellenberg bei Hofheim). Die Kelten begannen mit dem Abbau und der Verarbeitung von Eisenerzen; für die Eisenverhüttung musste viel Brennholz geschlagen werden. Es finden sich erste Anzeichen für eine Grünlandwirtschaft (Rinderweiden) in den Auen. Wegen der zunehmenden Einwohnerzahl wurden größere Felder benötigt (Waldrodung) und die Waldweide mit Schweinen, Ziegen und Schafen ausgedehnt. Dadurch entstanden teilweise offene Heideflächen mit eingestreuten Kiefern. Dennoch gab es noch große, unberührte Waldungen, die den anrückenden Römern (11 v. Chr. überschreiten die Römer den Rhein bei Mainz) das Fürchten lehrten. So schrieb Tacitus (* um 58 n. Chr.; † um 120) in seiner «Germania»: „... ein Land mit schrecklichen Wäldern und abscheulichen Sümpfen ...“.

Gegen Ende der Eisenzeit, ab etwa 150 v. Chr., sickerten die ersten Germanen, aus Nordosten kommend, ins Gebiet ein. Es entstand eine Mischbevölkerung mit den Kelten. Germanenstämme in unserer Gegend waren die Chatten im Lahntal, die Mattiaker im oberen Rheingau (Wiesbaden = Aquae Mattiacorum) und die Taunensier im Raum um Bad Homburg. Der römische Begriff „Taunus“ ist keltischen Ursprungs („dunum“; darin steckt das deutsche Wort „Düne“ und englisch „town“, und bedeutet „Höhe“).

Die Römerzeit dauerte rechtsrheinisch bis 260 n. Chr., als die Römer sich wegen der Germaneneinfälle auf das linke Rheinufer zurückzogen. Nun haben wir durch die römischen Geschichtsschreiber erstmals auch schriftliche Zeugnisse neben den archäologischen und pollenanalytischen Befunden. Die Römer bauten befestigte Straßen, um die Kastelle am Limes, die zahlreichen Landgüter („villae rusticae“) und ihre Verwaltungssitze miteinander zu verbinden. Vor allem im Vortaunus gründeten sie zahlreiche Landgüter mit Acker- und Obstbau. Sie führten neue Getreidesorten wie z. B. den Nacktweizen und den Dinkel, neue Obstsorten wie Pflaume, Süßkirsche, Pfirsich und Gartenbirne sowie den Weinbau ein. Letzteres wird durch den Fund von römischen Reb-

messern im oberen Rheingau belegt. Ob damals in Lorch schon Weinberge angelegt waren, ist nicht bewiesen, doch möglich, gab es doch bei der St. Martinskirche in der Stadtmitte einen „burgus“ (befestigter Stützpunkt) sowie zahlreiche Funde römischer Münzen.

Geschichtliche Einzelheiten der nun folgenden „geschriebenen Geschichtszeit“ werden im Kapitel „Siedlungsgeschichte“ dargestellt. Die landschaftliche Entwicklung nahm nach dem Rückzug der Römer eine Wende hin zum Waldzuwachs. Die nachdrängenden Germanen (Chatten, später Alemannen) verfügten offensichtlich nicht über das Wissen und die Bevölkerungszahl, um alle römischen Ländereien weiter zu bewirtschaften, so dass sich der Wald weite Flächen wieder zurückeroberte. Man spricht auch von einem „dunklen Zeitalter“, in dem mehrere germanische Völker auf dem Weg nach Süden durchzogen (Völkerwanderung). Dies wurde sehr wahrscheinlich – wie andere Kultursprünge auch – durch Klimaänderungen ausgelöst. So drückten einerseits die Hunnen nach Westen, weil in ihrer asiatischen Heimat eine längere Trockenperiode einsetzte, andererseits wurde es in Mitteleuropa um ca. 1 °C kühler, was zu Hungersnöten und Wanderungen führte.

Im Jahr 496 besiegten die Franken die Alemannen in der Schlacht bei Zülpich und drängten sie nach Süden ab. Dies kann als Beginn des Frühmittelalters angesehen werden. Allerdings konnten auch die frühen Franken (Merowinger) nicht an den hohen Kulturstand der Römer anknüpfen; sie ließen den Taunus links liegen, und ihre Bauernhöfe beschränkten sich mehr oder weniger auf Eigenversorgung, wobei die Viehwirtschaft überwog. Große Teile der früheren Ackerfläche lagen brach und wurden beweidet.

Ab dem 9. Jh. wurde es in Europa wieder wärmer und trockener. In diese Zeit fallen zwei Ereignisse, die die Landschaftsentwicklung stark beeinflussten: Die Gründung des Klosters Bleidenstadt an der oberen Aar um 780 und die Übernahme der Herrschaft durch die Karolinger (800 Kaiserkrönung Karls des Großen). Bekannt ist die Sage, wonach Karl von seiner Kaiserpfalz in Ingelheim aus die frühe Schneeschmelze am Hang unter Johannisberg beobachtete und befahl, dort Reben anzupflanzen. Wie die Pollenanalysen zeigen, nahm auch die Ackerfläche wieder zu, wobei der Roggen erstmals eine größere Rolle spielte. Das Auftreten der Kornblume (*Centaurea cyanus*) als typischem Winterge-

treide-Wildkraut zeigt, dass ab ca. 1000 die bisherige Zweifelderwirtschaft (Grasbrache – Sommergetreide) durch Einführung des Wintergetreides allmählich von der Dreifelderwirtschaft abgelöst wurde, die sich dann bis ins 19. Jh. hielt.

Es folgte das „Mittelalterliche Klimaoptimum“ („Kleine Warmzeit“) von ca. 900 bis 1300 mit einer Jahresmitteltemperatur, die etwa 1° höher lag als das Mittel im 20. Jh. vor Beginn des aktuellen Klimawandels. In diesem Hochmittelalter erfuhr der Weinbau klimabedingt eine starke Ausdehnung bis an den Niederrhein und England. Auch in Lorch dürften alle Talhänge mit Reben bestockt gewesen sein, selbst im kühlen Wispertal, wie alte Weinbergsmauern zeigen. Mit dem Weinbau wanderte eine Reihe von spezialisierten Wildkräutern aus dem Mittelmeerraum ein, die auch heute noch die Lorcher Flora bereichern (siehe Kap. „Höhere Pflanzen und Vegetation“). Die erste Erwähnung des Weinbaus in Lorch datiert auf das Jahr 1085, nach einer anderen Quelle bereits auf 832.



Abbildung 2: Waldlandschaft des Wispertaunus bei Espenschied. Blick über das Wispertal Richtung Hohe Wurzel. Links im Hintergrund das Dorf Langenseifen; Foto: Wolfgang Ehmke.

Im Hochmittelalter nahm die Bevölkerung enorm zu. Die vorhandene Kulturlfläche reichte für deren Ernährung nicht aus. So begannen umfangreiche Rodungsmaßnahmen, insbesondere im Taunus. Es wurden jetzt auch die schlechteren Böden in Anspruch genommen, um die Bevölkerung zu versorgen. Viele Taunusdörfer – so auch die Höhendör-

fer von Lorch – wurden im 10. und 11. Jh. auf Rodungsinseln gegründet (Abb. 2); die urkundliche Ersterwähnung kam oft erst 100 bis 200 Jahre später (Ransel 1187, Espenschied 1250, Wollmerschied 1324). Die Ackerböden mussten äußerst intensiv bis zur Auslaugung genutzt werden, denn es gab ja noch keinen Mineraldünger und Stallmist. In die restlichen, noch verbliebenen Wälder wurde das Vieh zur Waldweide getrieben, und auf den überweideten Flächen bildeten sich ausgedehnte Magerrasen und Heidekrautheiden, so auch im Lorcher Raum.

Im „Rheingauer Weistum“ von 1324 war festgelegt, dass jeder Bürger den Wald, außer Jagd und Fischerei (die dem Mainzer Erzbischof vorbehalten waren), frei nutzen konnte. Der Wald wurde zur Allmende, d.h. Gemeinschaftseigentum der Dorfbewohner. Jeder konnte sein Vieh auf der Allmende weiden lassen, meist sogar Tag und Nacht. Die Aufsicht übten gemeindliche „Haingerichte“ aus; die Oberaufsicht führte der Vizedom des Mainzer Erzbischofs. Der Wald hatte somit seine Rolle als Holzlieferant weitgehend eingebüßt; es gab kaum noch große Bäume – er war vor allem Fleischlieferant. Und die Übernutzung durch Waldweide steigerte sich noch bis zum Beginn des 19. Jh., als die geregelte Forstwirtschaft eingeführt wurde. So wird z. B. erwähnt, dass Mitte des 16. Jh. im Kammerforst östlich Lorch – der dem Mainzer Erzbischof gehörte – 20.000 Schweine gemästet wurden!

Am Anfang des 14. Jh. verschlechterte sich das Klima wieder („Kleine Eiszeit“). Es gab eisige Winter, kalte Sommer und viele Überschwemmungen. Die Erosionsspuren auf den Heiden sind mancherorts heute noch im jetzigen Wald zu sehen. Die ausbrechenden Hungersnöte kosteten vielen Menschen das Leben; viele Siedlungen wurden aufgegeben (spätmittelalterliche Wüstungsperiode). Hinzu kamen die Pestepidemien, die in Lorch bis ins 17. Jh. wüteten.

Diese tiefgreifende wirtschaftliche und gesellschaftliche Krise fand ihr Ende zu Beginn der Neuzeit mit der Entdeckung Amerikas 1492. Die geschilderte Agrargesellschaft setzte sich im Prinzip bis ca. 1800 fort. Florengeschichtlich brachte die Neuzeit aber eine gewaltige Zäsur mit der zunehmenden Einwanderung fremdländischer Arten (Neophyten, Neozoen) und der Einführung neuer Kulturpflanzen, vor allem vom amerikanischen Kontinent. Zu Letzteren zählten unter anderem die Rübenarten, Mais, Kürbis, Gurke, die Johannisbeeren, Garten-Erdbeere

und die Garten-Tomate. Wichtigster Vertreter hiervon ist die Kartoffel, die ab dem 17. Jh. zu einem der Hauptnahrungsmittel in Mitteleuropa wurde.

Die meisten Neophyten tauchten entlang des Rheins auf, weil es hier wärmer ist und weil hier die Samen oder Pflanzenteile leichter transportiert werden: entweder durch das Wasser selbst oder auf den vom Menschen geschaffenen Verkehrswegen (Straßen, Bahnlinien). Beispiele für Wassertransport sind die Kanadische Wasserpest (*Elodea canadensis*), der Fremde Ehrenpreis (*Veronica peregrina*), der Schwarzfrüchtige Zweizahn (*Bidens frondosa*) und verschiedene amerikanische Aster-Arten (*Aster spec.*). Auf dem Landweg erreichten uns u. a. die Kanadische und die Späte Goldrute (*Solidago canadensis* und *S. gigantea*), der Kanadische Katzenschweif (*Conyza canadensis*), das Kleinblütige und das Indische Springkraut (*Impatiens parviflora* und *I. glandulifera*), der Riesen-Bärenklau (*Heracleum mantegazzianum*) und das Schmalblättrige Greiskraut (*Senecio inaequidens*), um nur einige zu nennen. Bei den Neophyten unterscheidet man Eingebürgerte (die schon seit mehreren Generationen einen festen Platz in den heimischen Ökosystemen gefunden haben), in Einbürgerung Befindliche (die sich selbst vermehren, aber noch keine drei Generationen aufweisen können) und Unbeständige (die erstmalig oder kurzfristig auftreten und wieder verschwinden). Diese Einwanderung setzt sich bis heute fort, während einheimische Arten (meist Spezialisten auf Sonderstandorten) aussterben. Bisher wurden in Lorch ca. 70 ausgestorbene Pflanzensippen und ca. 140 zugewanderte Neophyten festgestellt (siehe Kap. „Höhere Pflanzen und Vegetation“). Die Flora ist somit auch in Lorch dauernd im Umbruch.

Die oben geschilderte intensive Nutzung der Wälder steigerte sich noch bis zum Ende des 18. Jh. Die großflächigen Allmendheiden mit ihren Krüppelbäumen (z. B. Kemeler Heide) dehnten sich weiter aus. Daneben wurden besonders in hängigem Gelände Niederwälder betrieben, die im 20- bis 30-jährigen Umtrieb geschlagen wurden und zur Brennholzversorgung dienten. Sie bestanden meist aus Hainbuchen und Traubeneichen. Auch Weinbergpfähle und Grubenholz für die zahlreichen Bergwerkstollen wurden aus dem Wald geholt. Mit der Zunahme der Metallverhüttung stieg der Holzkohlenbedarf gewaltig an. Zahlrei-

che Kohlplatten (Verebnungen für Holzkohlenmeiler) sind heute noch im Lorcher Wald zu sehen. Auch in Lorch gab es ab 1788 eine Eisenhütte bei der Hüttenmühle an der Wisper. Im Westtaunus waren daneben Eichenschälwälder verbreitet, wo die Loher die Eichenborke zur Gewinnung von Lohe zum Gerben von Tierhäuten abschälten. Noch um 1900 verarbeitete die Lorcher Gerberei von J. Kaufmann jährlich 1.000 Häute zu Sohlleder. Damit nicht genug der Ausbeutung wurde auch noch das Herbstlaub zusammengeharkt, als Einstreu in die Viehställe verbracht und anschließend als Stallmist auf die Äcker verteilt. Dem Waldboden wurden so wertvolle Nährstoffe entzogen; er hagerte aus und versauerte. Wenngleich die Viehweide auf der Allmende bis 1800 noch überwog, gingen die Viehhalter doch schon immer mehr zur Stallhaltung – besonders für Milchkühe – über und benötigten die Einstreu. So bot der „Wald“ gegen Ende des 18. Jh. ein erbärmliches Bild.

Die neuen Landesherren in Lorch – 1806 kam der ganze Rheingau zum Herzogtum Nassau – wollten dies ändern. Inspiriert von den Ideen des fortschrittlichen Forstmannes Georg Ludwig Hartig erließen sie 1816 das Nassauische Edikt über die Forstorganisation, das die Grundlage für eine moderne Forstwirtschaft lieferte. Außer der Gründung von Forstämtern wurden die bisherigen Haingerichte und Markgenossenschaften den Gemeinden übertragen sowie die Waldgrenzen festgelegt. Daraus erklärt sich der hohe Anteil an Kommunalwald im Westtaunus. Die bisherigen Allmenden wurden eingezäunt und aufgeforstet, meist mit Fichte. Die Niederwälder wurden ausgedehnt, da sowohl Eichenlohe als auch Holzkohle bis ca. 1880 noch hohe Preise erzielten. Erst mit der Einführung chemischer Gerbstoffe und dem Ersatz der Holzkohle durch Steinkohlenkoks bei der Eisenverhüttung kam die Niederwaldwirtschaft zum Erliegen; sie wurden zu Hochwäldern umgewandelt bzw. die Bäume wuchsen durch. Nur an besonders trockenen, flachgründigen Standorten kann man die ursprünglichen Niederwälder noch erkennen. Die heutigen Waldbilder werden im Kap. „Höhere Pflanzen und Vegetation“ beschrieben. Sensibilisiert durch Borkenkäfer, Sturmwürfe und Klimawandel ist man heute bemüht, die naturfernen Fichten- und Douglasienmonokulturen („Altersklassenbestände“) durch naturnähere Misch- und Laubwälder zu ersetzen.

Die geschilderten Zustände der Landschaft mit ihrer Fülle vielfältiger – meist vom Menschen geschaffener – Standorte beinhalteten eine große Biodiversität, die zu einem beträchtlichen Anwachsen der Artenzahlen – insbesondere bei höheren Pflanzen – führte. So wird allgemein das Maximum des Artenbestandes der Flora Mitteleuropas für Mitte bis Ende des 19. Jh. angesehen. Danach – besonders seit der Mitte des 20. Jh. – nahmen die einheimischen Pflanzen ab, während zunehmend Neophyten einwanderten (s. o.) und den Florencharakter veränderten. Die Ursachen hierfür sind vielfältig: Biotopvernichtung durch Flächenverbrauch für Siedlungen, Verkehr usw., Intensivierung der agrarischen Nutzung durch Entwässerung von Grünland, übermäßiger Einsatz von Herbiziden und Düngern in Acker- und Weinbau, Eintrag von schädlichen Immissionen, besonders Stickstoff; Begradigung und Verbauung von Flüssen und Bächen – um nur einige Beispiele zu nennen. Im Endeffekt ergab sich eine Homogenisierung, Eutrophierung und Egalisierung der Landschaften. Wie stark die Vielfalt, Eigenart und Schönheit auch der hiesigen Kulturlandschaft gelitten hat, ist augenfällig und braucht hier nicht weiter belegt zu werden.

Dieser kurze Abriss der Landschaftsgeschichte zeigt, dass mit den verschiedenen Klimawechseln und den unterschiedlichen Eingriffen des Menschen ein ständiger Wandel in Flora und Vegetation einhergeht. Pflanzen kommen und gehen. Was kommt, sind meist Ruderalpflanzen aus anderen Ländern, die sich hier erst behaupten müssen und zum Teil als invasive Neophyten die heimische Flora unterdrücken. Was geht, sind meist hochspezialisierte Standortzeigerpflanzen, deren Verschwinden einen großen Wertverlust darstellt. Deshalb ist es wichtig, den Wechsel in der Flora laufend zu beobachten und den Artenbestand zu erfassen. Nur so kann der Naturschutz eine sinnvolle Bewertung von Eingriffen und Maßnahmen in Natur und Landschaft vornehmen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbücher des Nassauischen Vereins für Naturkunde](#)

Jahr/Year: 2016

Band/Volume: [SB_3](#)

Autor(en)/Author(s): Ehmke Wolfgang

Artikel/Article: [Landschafts- und Nutzungsgeschichte 1-11](#)